

Kapitel 1: Eine lange Geschichte

Adrian nahm einen großen Schluck des kühlen Weins und lehnte sich dann bequem zurück. Er konnte die Neugierde im Blick seines jungen Freundes sehen und lächelte leicht. Dann wanderte sein Blick zu der mächtigen Standuhr, die gerade mit dröhnenden Schlägen die zehnte Abendstunde verkündete. Sein Blick glitt zu Simon zurück.

„Ich kann dir ansehen, wie sehr du darauf brennst, meine Abenteuer zu erfahren. Also gut, dann will ich dich nicht länger auf die Folter spannen. Ich hoffe, du bist noch nicht allzu müde. Denn was ich zu berichten habe, nimmt eine Weile in Anspruch...“

Simon war keinesfalls müde. Und auch der Hexer machte trotz seines langen Rittes keinen erschöpften Eindruck. Seine langen Finger strichen über das struppige Fell des alten Burgkaters, der es sich auf seinen Schenkeln bequem gemacht hatte und behaglich schnurrte. Simon wollte den sonst so griesgrämigen Kater vertreiben, doch Adrian wehrte ab.

„Laß ihn doch, ich mag Katzen. Und dieser rabenschwarze Bursche passt doch hervorragend zu mir. Ein Hexer und ein schwarzer Kater, fehlt nur noch eine Warze auf meiner Nase.“ Er lachte leise und begann dann zu erzählen:

„Damals, zwischen den Externsteinen erfasste mich plötzlich ein unwiderstehlicher Sog. Er war so stark, dass ich dachte ich müsse ersticken. Die Luft wurde mir mit Vehemenz aus den Lungen gepresst, ich hatte das Gefühl, durch eine enge Röhre gezogen zu werden. Und ich meinte, ich rutsche in eine bodenlose Tiefe. Ich kann nicht sagen, wie lange dieser Zustand anhielt, ich verlor jegliches Zeitgefühl. Das einzige, an das ich noch denken konnte, war Erasmus. Fast meinte ich, er zöge mich per Gedankenkraft zu sich. Doch als ich nach endloser Zeit aus der beklemmenden Enge erlöst wurde, war ich genau dort, wo meine Zeitreise begann.

Ich stand noch immer zwischen den Felsen und dachte frustriert, dass wohl etwas schiefgegangen sei. Doch als ich dann nach dir

Ausschau hielt, warst du nicht mehr da. Als nächstes fiel mir auf, dass die Sonne heiß vom Himmel schien. Keine Spur von dem Sturm, der tagelang getobt hatte, ja der Boden unter meinen Füßen staubte sogar, als ich aufstampfte. Kein Zweifel, es hatte schon sehr lange Zeit nicht mehr geregnet.

Die Erkenntnis, in einer anderen Zeit gelandet zu sein, erleichterte und besorgte mich gleichermaßen. Denn ich hatte keine Ahnung, in welchem Jahr oder auch Jahrhundert ich gelandet war. Ich schaute an mir herunter und erschrak. Meine Kleidung war zwar noch die gleiche, doch nun sah sie so schäbig aus, als wäre ich durch ein Feuer gegangen. Sie war schmutzig, voller Ruß und Dreck und an vielen Stellen durchlöchert oder zerrissen. Außerdem passten mir meine Sachen nicht mehr richtig, sie waren plötzlich zu weit.

Kopfschüttelnd zurrte ich den Gürtel enger zusammen, damit ich meine Hose nicht verlor. Anscheinend hatte ich bei meiner Zeitreise einiges an Gewicht verloren. Doch das war im Moment meine geringste Sorge. Die Goldstücke fielen mir ein, die ich in einem Beutel um meinen Hals trug. Hatten sie die Reise durch die Zeit überstanden? Falls nicht, so stand ich mittellos da.

Doch ein schneller Griff beruhigte mich. Der Beutel war noch da, als ich ihn berührte klimperten die Münzen leise. Ich atmete auf - eine Sorge weniger.

Ratlos stand ich eine Weile herum, überlegte, wie ich nun wohl Erasmus finden konnte. In welche Richtung sollte ich mich halten? Dann ging ich einfach los, den Weg zurück, den ich mit dir gekommen war. Ohne Pferd und in der Hitze kam ich nur langsam voran. Ein Blick zum Himmel verriet mir, es war etwa Mittag. Weit und breit sah ich keine Menschenseele. Und auch die Straße war nicht mehr da, nur ein schmaler Pfad führte irgendwo hin. Ich ging ihm einfach nach.

Endlich, nach Stunden ermüdenden Fußmarsches, kam in der Ferne ein kleines Dorf in Sicht. Bald darauf lief ich durch reife Felder. An den Apfelbäumen, die den Wegrand säumten, hingen reife Äpfel, die sicher bald geerntet wurden. Das sagte mir, dass ich in einer anderen Jahreszeit gelandet war, jetzt war es zweifellos Herbst.

Hungrig pflückte ich ein paar Äpfel und verzehrte sie im Gehen. Vorsorglich steckte ich mir noch einige als Reserve in die Taschen. Wer weiß, dachte ich, wann ich die nächste Mahlzeit bekomme. Als ich hinter mir das Rumpeln schwerer Räder vernahm, drehte ich mich neugierig um.

Ein Bauer mit einem Gespann Kühe vor seinem hoch beladenen Heuwagen kam hinter mir her. Ich blieb stehen und als er heran war, musterte er mich mit missbilligendem Blick. Ich beäugte ihn ebenfalls, machte mir ein schnelles Bild von seiner Kleidung. Sie sah nicht ungewohnt aus, war grob gewebt und formlos zusammengeknäht, doch ich konnte daran nicht erkennen, aus welchem Zeitalter sie stammte. Es war einfach nur bäuerliche Arbeitskleidung, praktisch und robust.

Dem Mann kam meine Kleidung jedoch merkwürdig vor, ob es aber an dem ihm ungewohnten Schnitt oder nur am Schmutz und den Löchern lag, konnte ich ihm nicht ansehen. Und fragen wollte ich ihn nicht.

„Na, junger Mann“, sprach er mich an. „Du siehst aus, als wärst du schon lange unterwegs. Wenn du willst, kannst du bis ins Dorf mitfahren.“

Das war mir nur recht, meine Beine schmerzten von dem langen Fußmarsch. Außerdem fühlte ich mich nicht ganz wohl, was ich den Strapazen der Zeitreise zurechnete. Also stieg ich zu ihm auf den Wagen. Er war wortkarg und ich wusste auch nicht, was ich sagen sollte. Die Fragen, die mir auf der Zunge lagen, konnte ich ihm nicht stellen. Ich würde anderweitig herausfinden müssen, in welchem Zeitalter ich gelandet war.

Und ich wollte auch nicht fragen, warum er mich mit junger Mann angesprochen hatte. Er war zwischen fünfunddreißig und vierzig, schätzte ich, also höchstens fünf, sechs Jahre älter als ich. Bevor er zu seinem Hof abbog, ließ er mich absteigen. Meinen Dank beantwortete er mit einem grunzenden Laut, dann tupfte er den Kühen mit der Peitsche auf den Rücken und zog von dannen.

Ich zog weiter meines Weges, nicht wissend, wohin ich überhaupt gehen sollte. Als es dunkel wurde, legte ich mich in einem leeren

Schafstall zum Schlafen nieder. Zuvor hatte ich mir an einem Bach den Magen mit Wasser gefüllt. So spürte ich meinen nagenden Hunger nicht allzu sehr.

Ich schlief fast auf der Stelle ein. Dann kam der Traum wieder. Erasmus, wie ich ihn schon seit Nächten sah. Hilflos hob er mir seine mit Stricken gefesselten Hände entgegen und sah mich bittend an. Doch diesmal sprach er zum ersten Mal zu mir. Es war nur ein Satz. „Geh nach Aschaffenburg zurück.“ Dann war er verschwunden und ich schlief traumlos bis mich die Sonne weckte.

Seine Worte klangen mir noch im Ohr. „Geh nach Aschaffenburg zurück.“

Wenigstens wusste ich jetzt, wohin ich mich wenden musste. Instinktiv hatte ich ja bereits den richtigen Weg eingeschlagen. Doch bis Aschaffenburg war es zu Fuß noch ein endlos weiter Weg. Ich musste zusehen, ob ich ein Pferd auftreiben konnte. Oder wenigstens auf einem Wagen mitfahren konnte.

In meinem Brustbeutel klimperten die Goldmünzen, die ich vorsorglich mitgenommen hatte. Sie stammten aus dem sechzehnten Jahrhundert, ich konnte nur hoffen, dass sie eine gültige Währung darstellten. Wenn nicht, so würde ich sie einfach bei einem Goldschmied oder Juwelier eintauschen, nahm ich mir vor. Gold war schließlich ein zeitloses Zahlungsmittel. Ich müsste mir dann aber eine plausibel klingende Geschichte einfallen lassen. Denn ich hatte natürlich keine Lust, als Dieb festgenommen und vielleicht sogar aufgehängt zu werden.

In der nächsten größeren Stadt, die ich zwei Tage später erreichte, suchte ich zuerst einen Laden auf in dem es neben allerlei Gebrauchsgegenständen auch Kleidungsstücke zu kaufen gab. Die Auswahl war nicht allzu groß, besonders für meine Größe. Ich entschied mich schließlich für formlose Beinlinge, die oben durch einem Strick zusammengehalten und an den Beinen mit Lederriemen umwickelt wurden. Dazu ein grob gewebtes Oberteil, eine Weste aus gegerbter Ziegenhaut und einen wollenen Umhang. Der grobe Stoff des Oberteils kratzte unangenehm auf meiner Haut und die Weste roch sehr streng. Aber ich behielt die Sachen gleich an,

mit meinen verdreckten, kaputten Sachen fiel ich nur unangenehm auf. Ich kaufte noch einen Jutesack und stopfte die alte Kleidung und den Umhang hinein, dazu einen großen Brotfladen und eine geräucherte Wurst. Zu meiner großen Erleichterung nahm der Ladenbesitzer meine Goldmünze an, nach einem kritischen Blick auf mich biss er nur kurz darauf, um sich von ihrer Echtheit zu überzeugen. Als Wechselgeld gab er mir einige Kupfer- und Silbermünzen zurück, die ich sorgsam in meinem Brustbeutel verstaute. Ich wollte sie mir später genau ansehen.

Draußen suchte ich mir einen schattigen Platz unter ein paar Bäumen um von dem Brot und der Wurst zu essen. Noch immer wusste ich nicht in welcher Zeit ich gelandet war. Und ich konnte nicht einfach vorübergehende Menschen fragen, welches Jahr wir denn schrieben, sie hätten mich für verrückt gehalten. Also musste ich es anderweitig herausfinden.

Der Zufall kam mir zu Hilfe, als ich beschloss weiterzuziehen. Am Stadtrand errichteten ein paar Männer eine Kapelle. Zum Dank an die Mutter Gottes, dafür, dass die Pest die Stadt bislang verschont hatte und auch weiterhin verschonen werde, gaben sie mir auf meine Frage zur Antwort. In den Sandstein über der Türe war das Jahresdatum eingraviert, Anno 1632 stand da.

Ich war also hundertdreiundvierzig Jahre in der Zeit zurückgereist. Flüchtig fragte ich mich, was Erasmus wohl an diesem Zeitalter so interessant gefunden hatte. Es herrschte der dreißigjährige Krieg, das Leben in dieser Zeit war alles andere als einfach. Neben durchs Land ziehenden Truppen verletzter und von Siechtum und Hunger gezeichneter Soldaten stellten Hungersnöte und Krankheiten wie Pest und Blattern eine allgegenwärtige Gefahr für die Menschen dar. Auch Aschaffenburg war meines Wissens nicht davon verschont geblieben. Ja, wenn ich mich recht erinnerte, war am Ende dieses schrecklichen Krieges, das erst im Jahre 1645 sein würde, gerade mal noch ein Viertel der einstmals stolzen Einwohnerzahl von dreitausend Menschen am Leben gewesen. Doch bis dahin würden noch etliche Jahre ins Land gehen, ich hoffte inständig, dann längst wieder in meiner eigenen Zeit zu sein.

Nun, zumindest konnte ich mich jetzt auf die Gepflogenheiten und Bräuche dieser Zeit einstellen. Zumindest was das alltägliche Leben betraf, ging es damals ähnlich wie heute zu. Ich musste also nicht befürchten unangenehm aufzufallen. Vorsichtshalber, da ich nicht wusste in welcher Zeit ich landen würde, hatte ich mich vor meiner Reise aus Büchern gleich über die zurückliegenden fünf Jahrhunderte klug gemacht. Wahrscheinlich wusste ich darüber besser Bescheid als mancher Zeitgenosse.

Satt und angetan mit unauffälliger Kleidung machte ich mich daran, ein Pferd zu erstehen. Das war gar nicht so einfach, da die Heerführer die meisten Pferde für die Truppen beanspruchten und sie den Bauern oftmals einfach wegnahmen. Deswegen wurden die Tiere sorgsam vor den Augen der Soldaten versteckt. Nach langem Feilschen erstand ich von einem listigen Bauersmann schließlich einen robusten Rotfuchs mitsamt Sattel und Zaumzeug. Nun stand meiner endgültigen Rückkehr nach Aschaffenburg nichts mehr im Wege. Und ich wollte keine Zeit mehr verlieren.

Dennoch kam ich nicht allzu schnell voran. Das Wetter schlug plötzlich um, hatte ich soeben noch unter der spätsommerlichen Hitze gestöhnt, so fror ich nun im eiskalten, einsetzenden Regen. Die Straßen verwandelten sich innerhalb kürzester Zeit in schlammiges, unsicheres Gelände.

Es schien, als habe sich auf einmal alles gegen mich verschworen. Mein wollener Umhang wurde immer schwerer vom ständigen Regen, bald war ich bis auf die Haut durchnässt und bekam eine Erkältung. Wie, um das Maß voll zu machen glitt mein Pferd im Morast aus, verlor ein Eisen und lahmt. Ich führte es bis zur nächsten Ortschaft und tauschte es nach längerer Suche bei einem Schmied gegen einen hochbeinigen, nervösen Apfelschimmel ein. Kein guter Tausch, denn die Stute bockte jedes Mal, wenn sie erschrak und brach dann aus. Leider erschrak sie sehr oft, so dass ich mehrmals unsanft im Straßengraben landete.

Nach acht schlimmen Tagen stand ich endlich vor den Toren Aschaffenburgs. Ich litt unter leichtem Fieber, heftigem Schnupfen

und einer beginnenden Bronchitis. Immerhin kannte ich mittlerweile die Tücken meines Pferdes und war in den letzten Tagen nicht mehr abgeworfen worden. Ja, ich hatte mich sogar mit der Stute ein wenig angefreundet. So beschloss ich sie doch nicht sofort zu verkaufen, wie ich es eigentlich vorgehabt hatte.

Das Aschaffenburg des Jahres 1632 sah auf den ersten Blick nicht viel anders aus als das heutige. Doch an den folgenden Tagen fiel mir schnell auf, dass es viel schäbiger war. Nur das prächtige Schloss, erst fünfzehn Jahre zuvor fertiggestellt, strahlte Prunk aus. Die Straßen und Wegen befanden sich noch in wesentlich schlechterem Zustand, sie waren nicht gepflastert und bestanden meist nur aus sandigen, tief ausgefahrenen Wagenspuren. Es gab sehr viele ärmliche Häuschen und mit Stroh gedeckte Hütten zwischen den wenigen Steinbauten. Davor waren Gräben für die Abwässer ausgehoben, jetzt nach dem Dauerregen schwamm Unrat und auch hin und wieder der Kadaver eines Haustieren oder einer Ratte darin. Dementsprechend war der Geruch, der bei Windstille wie eine Glocke über der Stadt lag.

Ich wollte mich zuerst auf die Suche nach einer Unterkunft machen. Am liebsten wäre mir ein Zimmer oder eine Dachkammer im Hause einer Witwe gewesen, bei der ich auf unbestimmte Zeit wohnen konnte und wo ich mit regelmäßigen Mahlzeiten versorgt wurde. Aber das war nicht einfach, ich musste mich erst umhören.

Da der Abend rasch hereinbrach, beschloss ich eine Gaststube aufzusuchen um mir ein kräftiges Mahl und einen heißen Apfelwein zu gönnen. Vielleicht, so hoffte ich, konnte ich dort schon eine Adresse bekommen.

Der Wirt nannte mir dann auch bereitwillig ein paar Namen von Frauen, die Zimmer vermieteten. Nach dem Essen wollte ich mich sofort auf die Suche machen.

Ein Satz des Gastwirtes ging mir nicht aus dem Kopf. „Einen jungen Kerl wie dich nehmen die Vermieterinnen aber nicht so gerne“, hatte

er gesagt. „Junge Burschen essen zu viel und zahlen auch manchmal ihre Zeche nicht.“

Ich war betroffen. Mit meinen zweiunddreißig Jahren konnte man mich doch beim besten Willen keinen jungen Kerl mehr nennen. Ich war doch ein respektabler Mann. Warum nur nannten mich alle einen jungen Kerl?

Mein gravierender Gewichtsverlust nach meiner Passage in dieses Zeitalter fiel mir wieder ein und mir schwante langsam, was geschehen war. Indem ich in der Zeit zurückreiste, war ich jünger geworden. Aber wie jung? War ich überhaupt schon ein Mann oder nur ein halbwüchsiger Junge?

Leichte Panik überfiel mich bei dem Gedanken. Was, wenn ich plötzlich ein siebzehn- oder achtzehnjähriger Jüngling war? Wie sollte ich in diesem jugendlichen Alter den Hexer befreien können? Niemand würde mich überhaupt ernst nehmen. Und wie stand es mit all den Dingen, die ich mir im Laufe meines Lebens so mühsam angeeignet hatte? Mein Studium der Medizin, mein Hexenwissen, meine allgemeine Bildung. All dieses Wissen war sehr wertvoll für mein Vorhaben. Ich konnte unmöglich darauf verzichten.

Nur mit Mühe gelang es mir einen klaren Kopf zu behalten und nachzudenken. Ich zwang mich dazu mir Dinge ins Gedächtnis zu rufen, die ich erst im erwachsenen Alter gelernt oder erfahren hatte. Vor Erleichterung habe ich glaube ich, laut aufgestöhnt. Es war alles noch da. Zumindest der Inhalt meines Kopfes war nicht der Verjüngung zum Opfer gefallen. Ich konnte noch immer wie ein Erwachsener denken und handeln. Da spielte mein Äußeres eine eher untergeordnete Rolle. Aufatmend fuhr ich mir mit der Hand übers Gesicht. Mein Kinn zierte ein Bart, stellte ich dabei fest. In den vergangenen Tagen hatte ich mich nicht rasiert, da keine Möglichkeit dazu bestand. Als ich jetzt meinen Bart befühlte merkte ich, dass er eigentlich dichter hätte sein müssen. Doch jetzt bedeckten nur etwa die Hälfte meines üblichen Bartwuchses Kinn und Wangen. Das beseitigte meine letzten Zweifel - ich war wieder zu einem jungen Mann geworden. Bei der ersten sich ergebenden Möglichkeit musste ich mich unbedingt in einem Spiegel betrachten.

Halb belustigt, halb besorgt, machte ich mich auf den Weg zur ersten der angegebenen Adresse. Es war mittlerweile vollkommen dunkel geworden. Noch immer fiel ein leichter Nieselregen, ich schlug fröstelnd den Kragen meines Umhanges hoch. Dann ging ich, die Stute am Zügel führend, durch die engen Gässchen. Vor mir tauchten die dunklen Umrisse der Muttergottes-Pfarrkirche auf. Ich musste gleich bei der ersten Adresse angekommen sein.

Die leichtfüßigen Schritte, die schnell auf mich zukamen, überhörte ich zuerst fast. Dafür hallten die kräftigen Tritte mehrerer genagelter Stiefel deutlich an mein Ohr. Da rannte auch schon eine schmale Gestalt in mich hinein. Ich konnte sie gerade noch auffangen, bevor sie stürzte.

Für meine Stute war dieser plötzliche Aufstand zu viel. Sie wieherte schrill stieg auf die Hinterhand und schlug dann wild aus. Nur mit Mühe gelang mir sie zur Räson zu bringen, zudem behinderte mich die Gestalt in meinem Arm gewaltig. Dennoch versuchte ich instinktiv, sie zu schützen.

Die lauten Tritte verstummten abrupt und ich warf einen schnellen Blick zu den vier Jungen hin, die mich nun unschlüssig anstarrten. Einer deutete auf die Gestalt in meinem Arm und rief aufgebracht. „Lass sie los, sie ist eine Hexe. Sie wird dich verhexen mit ihrem bösen Blick.“ Dann bekreuzigte er sich schnell.

Ich warf einen ersten Blick auf das Mädchen, das noch immer in meinem Arm hing. Ich sah nur dunkles wirres Haar, sie ging mir kaum bis unters Kinn. Da hob sie den Kopf und warf mir einen gehetzten Blick zu. Doch außer Umrissen konnte ich von ihrem Gesicht nichts sehen. Die Nacht war finster, kein Stern erhellte den Himmel. Nur ein schwacher Lichtstrahl aus einem erleuchteten Fenster spiegelte sich für Sekunden in großen, dunklen Augen. Ich konnte die Angst darin deutlich erkennen.

Das genügte, um meinen Beschützerinstinkt zu wecken. Ich drehte mich ein wenig zur Seite, so dass das Mädchen nun durch meinen Körper vor den jungen Burschen geschützt war. Aber die waren nicht gewillt so bald aufzugeben. Einer bückte sich und hob einen

Stein auf, warf ihn in unsere Richtung. Da er nur halbherzig gezielt hatte, verfehlte uns das Geschoss.

Aber durch diese Tat wurden die anderen mutiger. Sie bückten sich ebenfalls nach Steinen, von denen es mehr als genug gab. Schon der nächste Wurf traf meine Schulter. Mein dicker Umhang verhinderte jedoch, dass ich verletzt wurde. Dennoch stieß ich einen erschreckten Laut aus.

Das spornte die jungen Kerle anscheinend an und plötzlich hagelte es Steine. Sie trafen mich und mein Pferd. Das Mädchen blieb zum Glück verschont, da sie sich eng an meinen Körper presste.

Vergeblich versuchte ich, meine Stute zu besänftigen und gleichzeitig den Wurfgeschossen auszuweichen. Das Pferd tänzelte wie toll und versuchte sich loszureißen. Dabei wurde es von noch mehr Steinen getroffen, die eigentlich mir und dem Mädchen galten. Doch leider fanden auch einige Steine ihr Ziel, ich wurde an Kopf und Rücken getroffen. Gerade wollte ich entnervt die Zügel fahren lassen, da sah ich, wie sich neben der Kirche ein Tor öffnete. Ein Mann trat heraus, einen riesigen Prügel in der Hand, den er drohend schwang.

Sein Anblick besänftigte die Steinewerfer sofort, eilig flüchteten sie in eine dunkle Gasse. Ich starrte eine Zeitlang auf den Mann, dann wurde mir plötzlich schwarz vor Augen. Ich merkte nicht einmal, wie ich zu Boden fiel.

Mein Kopf schmerzte so heftig, dass ich mich nicht getraute die Augen zu öffnen. Das Rauschen in meinen Ohren übertönte jedes andere Geräusch und ebte erst nach einer ganzen Weile allmählich ab. Als ich leise Stimmen wahrnahm, wagte ich endlich die Augen einen Spalt zu öffnen.

Das Flackern um mich herum erschreckte mich. Doch dann merkte ich, dass es nur die Kerzen waren, deren Flammen sich in der Zugluft bewegten. Sie warfen unruhige Schatten an die Wände. Ein männliches Gesicht beugte sich über mich, braune Augen musterten mich besorgt. „Wie fühlst du dich, mein Sohn?“ fragte eine freundliche Stimme.

„Ich weiß nicht so recht. Mein Kopf schmerzt recht heftig. Wie lange war ich denn ohnmächtig?“

„Ach, nicht sehr lange, ein paar Minuten nur. Aber du blutest heftig. Ein Stein hat dich böse am Haaransatz erwischt. Die Wunde klafft ziemlich auseinander. Ich weiß nicht, was ich tun soll um die Blutung zu stoppen. Sobald ich das Tuch wegnehme, rinnt das Blut herunter.“

„Am besten wäre es, die Wunde nähen. Dann hört die Blutung auf. Habt Ihr so etwas schon einmal gemacht?“ Ich sah seinem ratlosen Gesichtsausdruck an, dass das nicht der Fall war.

„Normalerweise bin ich nur für das Seelenheil meiner Schäfchen zuständig. Mit den körperlichen Gebrechen kenne ich mich nicht aus.“ Oh Gott, dachte ich. Ich war ausgerechnet im Haus eines Pfarrers gelandet. Na, immerhin hatte sich der Mann als mutig genug erwiesen, die jungen Burschen in ihre Schranken zu verweisen. Da konnte er unter meiner Anleitung vielleicht auch eine Wunde nähen. „Ich kenne mich damit aus, ich mach das“, ertönte eine leise aber bestimmte Mädchenstimme. Erstaunt wandte ich den Kopf in ihre Richtung. Da saß das Mädchen, das ich beschützen wollte. Sie war es zweifellos. Obwohl ich in der Dunkelheit kaum etwas von ihrem Gesicht sehen konnte, verrieten sie ihre schwarzen Haare und Augen. Solche Augen gab es kein zweites Mal.

Ich glaube, ich habe sie mit offenem Mund angestarrt. Sie war noch sehr jung, höchstens sechzehn, schätzte ich. Obwohl ihr Haar noch immer wirr um ihr Gesicht hing und Schmutzflecke ihren Wangen bedeckten, war sie das schönste Mädchen, das ich je gesehen hatte. Sie kam mir wie eine dunkle Fee vor.

Die Worte der Burschen fielen mir wieder ein. „Sie ist eine Hexe“, hatten sie gerufen. Nun, das erschreckte mich nicht besonders. Schließlich wurde ich auch Hexer genannt. Ihr Angebot, meine Wunde zu nähen, verriet mir, dass sie sich zumindest in der Heilkunde auskannte. Vielleicht war sie ja tatsächlich eine Hexe.

„Wenn du meinst, das zu können, nur zu.“

Der Pfarrer atmete sichtlich auf. So, wie er es vermied die Wunde anzusehen, konnte er wahrscheinlich noch nicht einmal Blut sehen.

„Ich hole nur schnell meine Utensilien.“ Leichtfüßig sprang das Mädchen auf und eilte durch die Türe. Ich starrte ihrer schlanken Gestalt hinterher.

„Kreszentia ist ein Schatz“, riss mich die Stimme des Pfarrers in die Wirklichkeit zurück. „Ich danke dir sehr, dass du sie vor diesen bösen Buben beschützt hast.“ Er seufzte bekümmert auf. „Sie wurde in meine Obhut gegeben. Ihre Mutter sitzt im Kerker. Sie wird beschuldigt, eine Hexe zu sein. Nur mit Mühe konnte ich verhindern, dass Kreszentia ebenfalls inhaftiert wurde. Dazu musste ich ihr unter den Augen des Richters eine geweihte Hostie auf die Zunge legen und sie mit Weihwasser besprengen. Als nichts geschah, durfte ich sie mit in das Pfarrhaus nehmen. Hier muss sie solange bleiben, bis über ihre Mutter das Urteil gesprochen ist.“ Er seufzte erneut tief auf. „Was danach mit ihr geschieht, weiß nur Gott alleine.“

Die Angst in seiner Stimme schockierte mich so sehr, dass ich meine Kopfschmerzen völlig vergaß. „Was meint Ihr, wird mit ihr geschehen? Man wird sie doch nicht ebenfalls der Hexerei beschuldigen? Sie ist doch fast noch ein Kind.“

Aber er zuckte nur unglücklich die Schultern. „In den heutigen Zeiten kann das niemand wissen. Sie hat...“ Er brach ab, weil sich die Türe öffnete und das Mädchen wieder ins Zimmer trat. Sie trug einen Beutel aus Hasenfell mit sich, den sie nun neben mich auf das Bett legte. Ohne mich anzusehen, kramte sie eine Weile darin herum und zog dann ein kleines Etui hervor. Darin lagen ein paar grobe Nadeln und dünne Fäden, gereinigte und getrocknete Katzendärme vermutete ich. Die gebräuchlichen Utensilien eines Heilers - oder auch einer Hexe.

Mit flinken Fingern walkte sie einen der steifen Fäden durch bis er geschmeidig war und fädelt ihn dann geschickt in das Nadelöhr. Beim Anblick der dicken, ungleichmäßig geformten Nadel wurde mir ein wenig mulmig zumute. Das war kein Vergleich zu den dünnen Nadeln, die ich allgemein benutzte. Aber die Wunde musste genäht werden, da führte kein Weg daran vorbei.

Eilig trat der Priester zur Seite, als Kreszentia den blutigen Lappen von meiner Stirn nahm. Ich fühlte, wie ein dünnes Rinnsal an meiner

Backe herunter lief. Sie achtete nicht darauf, sondern begann sofort beherzt mit ihrer Arbeit. Wie ich befürchtet hatte, tat das Nähen mit diesen plumpen Nadeln ziemlich weh. Doch ich zwang mich stillzuliegen und keinen Laut von mir zu geben. Mein Körper verriet mich jedoch, indem er dicke Schweißperlen über mein Gesicht rinnen ließ.

Nach fünf Stichen war die Wunde geschlossen. Kreszentia tupfte sie noch einmal mit einer Kräutertinktur ab, dann betrachtete sie abschätzend ihr Werk. Wie es schien, war sie zufrieden damit. Zum ersten Mal lächelte mir das Mädchen zu. „Das war’s. Du hast es gut überstanden. Ich denke nicht, dass es Komplikationen gibt. Es war ein einfacher Riss.“

Ich danke dir“, sagte ich ehrlich. „Das hast du gut gemacht.“

Fast ein wenig schnippisch gab sie zur Antwort: „Es war keine besondere Sache. Außerdem muss ich dir danken. Du hast mich vor den üblen Scherzen der Knaben errettet. Sonst wäre ich es vielleicht, die nun hier läge.“

Ihre Stimme gefiel mir, sie klang zwar leise aber sehr melodisch und passte gut zu ihr. Überhaupt gefiel mir alles an ihr, ich war auf dem besten Wege mich Hals über Kopf in das Mädchen zu verlieben.

Der Gedanke gefiel mir keinesfalls. Sie war fast noch ein Kind, bisher hatte ich kaum einen Gedanken an so junge Mädchen verschwendet, ich zog reifere Frauen vor. Außerdem hatte ich eine Aufgabe zu bewältigen, die den Einsatz meiner ganzen körperlichen und geistigen Fähigkeiten verlangte.

„Wo musst du denn hin, mein Sohn?“ unterbrach der Pfarrer meine Gedanken. „Ist es weit bis zu deinem Zuhause?“

Seine Frage erinnerte mich an mein eigentliches Vorhaben. Ich musste mir ja noch ein Zimmer suchen. Und was war eigentlich mit meinem Pferd?

Während ich mich aufsetzte und meine Hände an meinen brummenden Schädel presste um das Karussell darin zum Stillstand zu bringen, gab ich eine kurze Erklärung ab. „Meine Stute“, fragte ich dann, „ist sie fortgelaufen?“ Doch der Priester beruhigte mich. Sie sei im Stall, ich hätte während meiner kurzen Ohnmacht die

Zügel eisern in der Hand behalten. Hoffnungsvoll schaute er mich an.

„Aber wenn du eine Bleibe suchst, dann kannst du auch hier eine Kammer bekommen. Es gibt zu wenige Männer in diesem Pfarrhaushalt. Meine Knechte, ja sogar die Messdiener und der Küster sind in diesen unseligen Krieg gezogen. In diesen schlimmen Zeiten bin ich der einzige Mann, der die Schätze der Kirche verteidigen kann. Ich wäre dir also dankbar, wenn du dich entschließen könntest hierzubleiben. Ich verlange kein Geld, im Gegenteil, du bekommst sogar noch regelmäßige Mahlzeiten. Das einzige, was ich dafür verlange, ist deine Hilfe falls wir überfallen werden. Du bist jung und kräftig, genau so jemanden brauchen wir hier.“

Ich überlegte kurz. Das klang annehmbar. Meiner Meinung nach war die Gefahr, hier überfallen zu werden, nicht besonders groß. Eine Kirche wurde normalerweise selbst von hartgesottene Rabauken verschont. Und soweit ich mich an die Geschichte Aschaffenburgs zurückerinnerte, war auch keine Kirche geplündert oder abgebrannt worden. Außer dem Beginenkloster, doch das war schon fast hundert Jahre zuvor passiert.

Also sagte ich zu. Nicht zuletzt wegen Kreszentia.

Der Pfarrer war erleichtert. Schnell rief er seinen ganzen Hausstand zusammen um mich vorzustellen. Dem Pfarrhaushalt gehörten fünf Frauen und ein uralter Mann an. Kreszentia kannte ich schon. Daneben gab es noch die Haushälterin, Augusta Pohl. Sie war eine unverheiratete Cousine des Pfarrers, der sich mit Andreas Pohl vorstellte. Beide waren sie etwa gleich alt, so um die Vierzig.

Die drei Dienstmägde hießen Ella, Pauline und Walburga. Der alte Mann war Hans. Eigentlich sollte er im Pfarrhaus seinen Lebensabend verbringen, er hatte schon dem Vorgänger Pfarrer Pohls lange gedient. Doch er machte sich noch immer im Stall nützlich und sorgte auch für das tägliche Feuerholz.

Ich hatte also eine Bleibe gefunden. Von hier aus konnte ich in Ruhe mit meinen Nachforschungen nach Erasmus dem Hexer beginnen.